



Zeitzeugen berichten

Tham-Joachim von Pflugk, Jahrgang 1925 - Teil 2

Wir waren also als Unteroffizierschüler der untere Führungskader. Wie ich im ersten Teil berichtete, hatte sich unser Chef, Oberst Wegelein, mit seiner ganzen Schule als Kampfgruppe in den Einsatz gemeldet. Und diese Kampfgruppe wurde in die Eifel nach Bitburg/Dassburg (1944) verlegt, wo wir für einige Wochen die Bunker des alten Westwalls, die ja nicht benutzt worden waren, belegten.

Interessant war, dass wir in ca. 2 km Entfernung über ein Tal hinweg die Amerikaner sahen, und wir konnten nichts machen. Sie fuhren in langen Kolonnen parallel zu unserer

Bunkerlinie. Wir lagen auf der einen Seite, und über ein breites Tal sahen wir die Amerikaner auf der anderen Seite. Wir hatten keine Waffen, um sie zu bekämpfen. Das war im Herbst 1944. Im Wald von Hürtgen starteten wir einen Angriff. Bei Tage konnten wir uns auf keiner Straße bewegen, weil die Lufthoheit bei den Feinden lag. Sie kamen mit den Lightnings, die eine ungeheure Feuerkraft hatten und im Tiefflug alles beschossen, was sich bewegte. Wir waren in diesen Angriff involviert. Bisher war der Krieg für uns eine Art Spiel, wir hatten noch nichts Ernsthaftes erlebt. Wir liefen vom Waldrand über ein Wiesenstück, um auf der anderen Seite wieder in den Wald hinein zu laufen. Dort aber hatte sich der Feind getarnt. Sichtbar war das nicht. So erlebte ich das erste Mal den Ernstfall. Mein Kamerad neben mir wurde in den Bauch getroffen. Wir hörten ihn stöhnen und schreien, mussten aber weiter laufen. Aus lauter Schreck und Schock haben wir uns erst einmal hingelegt. Da schrie einer: „Da hinten laufen die Amis ja!“ Sofort liefen wir heldenhaft hinterher, ohne über die Gefahr nachzudenken. Wir kamen ein ordentliches Stück in dem Wald vorwärts und sahen eine Stelle, an der die Amerikaner einen Lagerplatz hatten. Wir fanden Kisten mit Verpflegung und Munition. Ich entdeckte einen handtellergroßen Kloß Butter auf dem Waldboden, der ringsherum mit Tannennadeln bedeckt war. Zuerst wusste ich gar nicht, was das sein könnte, aber dann war die Überraschung groß. Natürlich freute ich mich über die Butter, und die Dosen haben wir auch alle mitgenommen. Wir stellten fest, dass die Amerikaner viel praktischer ausgerüstet waren als wir. Die Dosen waren relativ klein. Wenn wir eine Dose schüttelten und sie dann klapperte, wussten wir, dass darin Pulverkaffee, Kekse, Schokolade oder Zigaretten waren. Was nicht klapperte, enthielt Fertiggerichte oder Dosenfleisch. Die Amerikaner sind so schnell vor uns geflüchtet, dass sie alles liegen ließen: Koppel, Munition und Waffen. Hätten wir das gemacht, wären wir vor das Kriegsgericht gekommen.

Unser Befehl lautete: „Weiter vorrücken!“ Plötzlich kam ein Melder mit dem Befehl, dass wir nicht vorrücken, sondern uns eingraben sollten, was wir im Wald versuchten, aber das war nicht so einfach. Wir hatten zu zweit einen Spaten, einen kurzen Klappspaten, wie die Soldaten ihn heute noch haben, und im Wald mit den vielen Baumwurzeln ergab dies ein Problem, das sich dramatisch zuspitzte, weil die Amerikaner mit ihren Tieffliegern, nicht wissend, wo wir waren, den Wald „abharkten“, also blind in den Wald hinein schossen. Wir haben uns quasi um den Spaten gekloppt, um zu graben und vor den Angriffen der Tiefflieger ein wenig Schutz zu haben. Wir lagen am Waldrand. Von links und rechts war wie ein Weg durch die Wälder eine Lichtung, sehr schmal. Die Lichtung traf wie ein stumpfer Winkel genau an der Stelle zusammen, an der wir uns eingruben. Etwa 50 m entfernt vor uns lagen die Amerikaner, die wir aber nicht bemerkt hatten. Sie schossen in beide Seiten der Lichtung, und weil sie teilweise

Leuchtspur-Munition verwendeten, konnte ich genau erkennen, von welcher Stelle aus geschossen wurde. Also legte ich meinen Karabiner in Schussrichtung, zielte und drückte mehrfach ab. Daraufhin hörte das gegnerische Schießen auf. Natürlich war ich neugierig – wie eben ein Anfänger – und steckte meinen Kopf aus meiner Kuhle etwas heraus. Ein kriegserfahrener Soldat hätte das nicht riskiert. Ich wurde beschossen und handelte mir einen Streifschuss an der rechten Schulter ein. Das tat höllisch weh, war aber nicht gefährlich und sah aus wie die Narbe einer Pockenimpfung.

Dann kam plötzlich der Führerbefehl, dass alle Offiziersbewerber aus der Einheit herauszuziehen und zur Sammelstelle zu schicken sind. Das war für die zurückbleibenden Soldaten sehr schmerzhaft, weil sie dadurch in ihrer Verteidigung sehr geschwächt wurden. Die Kampfgruppe – das erfuhr ich später – wurde aufgerieben. Auf der Sammelstelle hinter der Front erhielten wir Marschbefehle zu unseren Einheiten. Ich ließ mir meinen Marschbefehl für meine Einheit in Schröddersburg ausstellen. Ich wusste, dass diese Einheit wohl eigentlich nicht mehr dort stationiert sein konnte, denn Schröddersburg liegt an der Weichsel, und dort waren schon die Russen. Aber ich dachte, ich könnte vielleicht einen Kurzbesuch bei meinem Vater in Chemnitz einplanen, der dort als Offizier beim Wehrbezirkskommando war. Als ich in Chemnitz am Bahnhof eintraf, wurde ich von einem sog. „Kettenhund“ (= Wehrmachtspolizei) angehalten, zeigte meinen Marschbefehl vor und sagte, ich wolle beim Wehrbezirkskommando fragen, wo meine Einheit jetzt sei, weil ich gehört hätte, dass sie nicht mehr in Schröddersburg sein könne. Aber der Kettenhund setzte mich sofort in den nächsten Zug nach Dresden. Dort besuchte ich dann wenigstens meine Oma und telefonierte nach Hause, um ein Lebenszeichen von mir zu geben.

Am nächsten Morgen erhielt ich einen neuen Marschbefehl nach Marienburg in Westpreußen, also fuhr ich wieder quer durch Deutschland. Dort traf ich meinen alten Kompaniechef, Hauptmann Gehrs, wieder, der mich auch erkannte. Ich wurde für mehrere Wochen als Ausbilder eingesetzt. Ich wartete auf meine Papiere für die Abkommandierung zur Heeresschule II (Offiziersschule) Unser Hauptmann Gehrs setzte zur Weihnachtszeit eine große Übung an. Wir mussten Panzergräben ausheben und Stallungen besetzen und auch in den alten Kasematten übernachten. Dann kam der Heiligabend, und wir waren ziemlich wütend, dass man uns zur Weihnachtszeit so etwas zugemutet hat. Doch dann hieß es, es gäbe eine Weihnachtsfeier in der Kaserne. Wir wollten sie aus Wut boykottieren, hörten aber, dass auch BDM-Mädels eingeladen waren. Das hat uns natürlich sofort überzeugt, daran teilzunehmen. Natürlich war nicht für jeden Soldaten ein Mädchen da. Die Mädchen saßen immer zwischen vier oder fünf Soldaten. Gerhard Zinke, ein Kamerad aus Thüringen, hat sein Mädchen an mich abgegeben. Sie war sehr nett, eine Lehrerstochter. Ich brachte sie nach Hause, aber leider haben wir uns nie wieder gesehen, obwohl sie versucht hatte, die Verbindung zu halten.

Ich wartete also auf meine Papiere. Sie kamen verspätet. Das war ein Glück, denn sonst wäre ich an die Kriegsschule nach Posen gekommen, die kurz darauf in ganz schwere Kämpfe verwickelt wurde. Dann kamen also meine Papiere, und wieder musste ich quer durch Deutschland reisen, von Marienburg nach Wiener Neustadt. Das war eine reine Garnisonsstadt ca. 50 km außerhalb von Wien. Dort angekommen, schickte man mich in eine uralte Kaserne. Es gab einen großen Raum mit doppelstöckigen Holzbetten. Die Vorgänger hatten sich diesen Raum in lauter kleine Nischen eingeteilt, so dass es ein wenig gemütlich war. Aber unser Kommandeur befahl, dass alle großen Teile an die großen Wände gestellt werden sollten und zu den Fenstern hin immer die kleineren Möbel. Also mussten wir alles umstellen: die Spinde an die große Wand, die Betten davor mit einem kleinen Gang dazwischen, und zwar immer zwei doppelstöckige Betten zusammen, so dass vier Leute (neben- und übereinander) darin schliefen. Ich lag oben. Einer unserer Kameraden wurde freigestellt, um die Wände zu bemalen. Das Ergebnis war, dass ich, wenn ich aufwachte, immer einen Spruch von Hitler lesen musste: „Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht kämpfen will in dieser Welt des ewigen Ringens, der verdient das Leben nicht.“

Es war Januar 1945 – eisig kalt – und der riesige Raum, in dem 30 Soldaten schliefen, war ungeheizt. Mit steifen Fingern sollten wir abends noch unsere Schreibarbeiten leisten. Ein Kamerad fand in seiner Uniformnaht eine tote Laus. Das war die Rettung. Er säuberte die Laus, packte sie in eine leere Streichholzschachtel und zeigte sie dem Vorgesetzten (dem Spieß). Der Erfolg war, dass wir alle zur Entlausung mussten. Die Entlausungsanstalt lag etwas abseits in einer uns unbekanntem Gegend. Direkt in der Nähe fanden wir eine gemütliche Kneipe, eine Kellerkneipe, die nicht von Offizieren besucht wurde, weil sie so versteckt lag. Wir waren entzückt, denn nichts war unangenehmer, als wenn man jedes Mal, wenn ein Offizier das Lokal betrat, salutieren musste. Diese Entdeckung bedeutete für uns, dass wir uns ungestört fast jeden Abend im Warmen aufhalten konnten. Unser Zug war dort bald bekannt. Es war der letzte Kriegsschullehrgang, der überhaupt lief. Wir waren das letzte Aufgebot Hitlers, und alle Offiziersanwärter wurden als Führer eingesetzt. Die sog. Fahnenjunker-Regimenter wurden aufgefüllt mit teilweise unausgebildeten Volkssturmluten, die zur Hälfte aus Wien und zur anderen Hälfte aus Potsdam stammten. Ich war dort eingeteilt als Führer-Reserve. Demzufolge waren wir in Wiener Neustadt länger auf der Kriegsschule als diejenigen, die sofort als Führer eingesetzt wurden. Durch diesen etwas längeren Aufenthalt in der Kriegsschule hatten wir Gelegenheit, Spinde zu kontrollieren – aus lauter Langeweile. In einem fanden wir zwei Päckchen Puddingpulver von Dr. Oetker. Dieses Pulver brachten wir unserer Wirtin aus unserer Stammkneipe. Wir bettelten sie an, sie möge uns davon einen Pudding kochen, vielleicht sei es der letzte, den unser Zug in seinem Leben bekäme. Das tat sie und gab noch eingemachte Erdbeeren dazu. Das war eine große Freude, und alle Gäste, die in unserer Stammkneipe diesen Pudding sahen, machten großen Augen, denn Pudding, das war zu dieser Zeit etwas Köstliches und ganz Besonderes und besonders Seltenes.

Mitte Februar wurden wir in einen Gütertransportzug verfrachtet in Richtung Frankfurt an der Oder, aber das wussten wir zu der Zeit noch nicht. Wir sind von Wiener Neustadt durch die Tschechei gefahren. Der Zug war in der Anfahrt auf Dresden, und direkt vor unserer Nase begann der schreckliche Bombenangriff auf Dresden. Wir sahen Licht und Flammen, haben ein Grollen gehört, aber von den Bombenwürfen selbst nichts mitbekommen. Dann wurde der Zug umgeleitet über Zwickau Richtung Potsdam. Der Zug war ewig lange unterwegs, und weil er nicht geheizt war, hatten wir Bolleröfen in den Waggons. Wir vertrieben uns die Zeit damit, unser Kommissbrot an dem heißen Ofen zu rösten, denn Kommissbrot hatten wir genug. Der Zug hielt in der Gegend vor Küstrin.

Auf diesem Gütertransportzug wurden sehr viele Pferde für die Artillerie und Feldküchen verladen. Die Pferde standen so dicht nebeneinander, dass sie sich wund scheuerten, weil jedes Pferd Ammoniak ausdünstet und sie sich gegenseitig berieben hatten.

Ich war Führerreserve landete auf einem großen ehemaligen Gut (Wulkow), in dem mehrere Kompanien und die Feldküchen untergebracht waren. Dort erlebte ich etwas ganz Erschütterndes: Unser Zug kam ja später an als geplant. Als wir ankamen, waren die anderen schon mit den Volkssturmluten dort gewesen. Die Volkssturmlute mussten ihr Gepäck, das viele Lebensmittel enthielt, die ihnen ihre Frauen mitgegeben hatten, in einem Stall abstellen. Der Stall wurde verschlossen. Irgendwann fing es fürchterlich an zu stinken. Deswegen wurde der Stall geöffnet, und das Erschütternde war, dass der größte Teil der Leute, denen dieses Gepäck gehörte, bereits gefallen war. Es war unverantwortlich, dass die Offiziere diese unausgebildeten Leute sofort in den Angriff schickten.

1944 – Das Frühjahr naht und es wird noch sehr gefährlich. Das berichte ich in Teil 3.